

Hans-Joachim Höhn

Kirche: GottesVolksBegehren
(Impulsreferat zum Tag der Lehrerinnen und Lehrer
an Grund- und Sonderschulen)

Vielen Christen geht es mit der Kirche wie dem früheren Bundespräsidenten Gustav Heinemann mit dem Vaterland. Angesprochen auf die seinerzeit als politische Tugend vermisste Liebe zu Vaterland und Staat pflegte er zu antworten: „Ich liebe nicht den Staat, sondern meine Frau!“ Bei einem schwierigen Vaterland, wie es Deutschland ist, wäre ein allzu inniges Verhältnis auch nicht angebracht. Und wie steht es mit „Mutter Kirche“? Auch hier machen es etliche Beziehungsprobleme fraglich, ob auf Dauer eine intensive emotionale Bindung bestehen bleiben kann.

Beziehungsprobleme werden heute vielfach dadurch überwunden, dass man nicht die Probleme, sondern die Beziehung löst: Man geht sich aus dem Weg, man trennt sich, man verliert sich aus den Augen. Vielen Zeitgenossen geht es ähnlich mit ihrer Beziehung zur Kirche. Am Anfang reibt man sich noch an den Missständen in der Kirche, am Umgang mit wiederverheirateten Geschiedenen, am Ausschluss der Frauen vom Priesteramt. Am Anfang kann man sich noch richtig aufregen über eine ins Stocken gebrachte Ökumene oder über eine fortpflanzungsfixierte Sexualmoral. Am Anfang kann man sich noch entrüsten über Skandalschlagzeilen in der Presse, über Maßregelungen unbequemer Theologen und Gängelungen selbstbewusster „Laien“. Aber mit der Zeit mit der Wellenschlag der Aufregung geringer. Mit der Zeit hat man die Einflüsterungen der Kirchenkritiker im Ohr: „Hast Du etwas anderes erwartet von einer Institution, die nur auf Machterhalt und Gedankenkontrolle ausgerichtet ist? Hast Du wirklich geglaubt, man könne die Kirche erneuern – an Haupt und Gliedern? Hast Du gedacht, es könnte endlich ein Ruck durch die Kirche gehen, der ihren Reformstau auflöst?“ Mit der Zeit wird aus Empörung Resignation und aus einem wütenden Aufschrei wird ein stummes Achselzucken. Übrig bleibt ein melancholisches Seufzen „Ach ja, die Kirche...“.

Das Seufzen muss nicht immer ein Akt der Melancholie sein. Es hat eine viel größere Bedeutungsvielfalt. Das Seufzen gehört sogar zu den variantenreichsten menschlichen Lauten. Es kann ein Ausdruck der Entlastung, aber auch der Belastung sein. Es kann einen kommenden und einen nachlassenden Schmerz andeu-

ten. Es kann einen Anlass in der Vergangenheit und in der Zukunft haben. Es kann Zeichen weiser Gelassenheit und mühsam gebremster Ungeduld sein. Das Seufzen ist eine Umgangsform mit den Misslichkeiten des Lebens, es ist angebracht, wenn es anders kommt als gedacht oder erhofft.

1. Kirchenseufzer I: „Jesus verkündete die Ankunft des Reiches Gottes – und gekommen ist die Kirche“ (A. Loisy)

Das Seufzen gehört in den Alltag und in die große Literatur. Der berühmteste Seufzer steht in Goethes „Faust“ und ist dort nicht zuletzt auf die Theologie gemünzt („Habe nun, ach...“). Das Seufzen gehört natürlich auch zentral in die Existenz einer Religionslehrerin und eines Religionslehrers. Zu den hinreichend bekannten Anlässen für diesen Laut ist im Jahr 2003 vielleicht auch die Pädagogische Woche hinzugekommen. Es ist zu befürchten, dass den Adressaten dieser Veranstaltung etliche Zweifel an der Relevanz des Themas und am Ziel seiner Bearbeitung kommen: Geht es hier um dogmatische Nachhilfe in Sachen „Ekklesiologie“? Soll man hier auf ein bestimmtes Kirchenbild eingeschworen werden? Betätigt sich die Theologie mal wieder als Legitimations- und Überbauideologie und muss die Religionspädagogik als deren Erfüllungsgehilfin herhalten?

Wären diese Befürchtungen berechtigt, gäbe es hinreichend Grund und Recht zu seufzen. Ein solcher Seufzer würde dann auch in einer bemerkenswerten Tradition stehen. Der bedeutendste Kirchenseufzer des 20. Jahrhunderts stammt von dem französischen Theologen Alfred Loisy. Im November 1902 erscheint sein Buch „Evangelium und Kirche“ und nach wenig mehr als hundert Seiten findet sich der Satz: „Jesus verkündete die Ankunft des Reiches Gottes, und gekommen ist die Kirche!“¹ Viele Leser haben diesen Satz kirchenkritisch und als Seufzer der Enttäuschung aufgefasst: Die Kirche ist das Überbleibsel einer getrogenen Hoffnung – eine verunglückte Gestalt dessen, was Jesus eigentlich wollte. Bestenfalls ist die Kirche eine Notlösung – geboren aus der Not, dass das von Jesus verkündete Reich Gottes ausblieb. Die Kirche ist das Resultat einer Enttäuschungsverarbeitung, sie ist die Konsequenz einer Weigerung der Jünger, sich mit dem Scheitern Jesu abzufinden; sie ist eine Ersatzlösung, ein Lückenbüßer für etwas Größeres und

Besseres. In dieser Lesart ist A. Loisy's Satz ein berühmt-berüchtigter Zitatlieferant für alle Kirchenkritiker geworden. Allerdings steht diese Lesart der Intention Loisy's entgegen, dessen Folgesatz lautet nämlich: „Die Kirche ist das fortgesetzte Evangelium, die Entwicklung des Christentums ist dem Evangelium weder äußerlich noch fremd!“

2. Kirchenseufzer II:

„Die Kirche ist das fortgesetzte Evangelium“ (A. Loisy)

Offensichtlich gibt es (weniger für die Kirchenkritiker als für Loisy) ein Kontinuum zwischen der Verkündigung Jesu und der Existenz der Kirche. Die Daseinsberechtigung der Kirche muss sich an diesem Kontinuum erweisen. Und jede Kritik an der Kirche muss sich ebenso wie jede Gegenkritik an diesem Kontinuum theologisch ausweisen. Diesem Kontinuum nachzuspüren ist auch Thema und Ziel des heutigen Tages: Kirche als Ausdruck von Gottes Volksbegehren. Das Kontinuum zwischen der Sache Jesu und der Sache Gottes ist Gottes Wille, mit den Menschen gemeinsame Sache machen zu können. Sache der Kirche ist es, jene Geschichte fortzuschreiben, die im Evangelium erzählt wird, - die Geschichte, wie Gott sich der Nöte und Hoffnungen der Menschen annimmt.

Mit dieser Geschichte soll die Kirche Geschichte machen – und zwar auf durchaus provokante Weise. Das beharrliche Eintreten des Papstes während der Irakkrise, um Gottes und der Menschen willen dem Frieden eine Chance zu geben, hat dies eindrucksvoll belegt: Der christliche Glaube folgt keinem geschichtslosen Mythos oder einem weltfremden metaphysischen Konstrukt, sondern ist Konsequenz eines Geschehens, in dem die Wirklichkeit Gottes im Widerstreit von Leben und Tod, von Freiheit und Unterdrückung, von Macht und Ohnmacht erfahrbar geworden ist. Gott hat es im Leben und Sterben Jesu von Nazareth mit dem Tod aufgenommen, um das tödliche Verhältnis von Leben und Tod zugunsten des Lebens zu verändern (vgl. Joh 10,10). Als Konsequenz dieses Geschehens diesseits von Mythos und Metaphysik ist der christliche Glaube selbst wiederum folgenreich – auch in jenen Feldern, die scheinbar diesseits des Religiösen liegen: Politik, Wirtschaft, Recht. Das Christentum ist provokativ dadurch, dass es nicht christlich wäre,

¹ A. LOISY, *Evangelium und Kirche* (1902), München 1904, 110. Zur Erstinformation über den zeitgeschichtlichen und kirchenpolitischen Hintergrund siehe R. GIBELLINI, *Handbuch der Theologie*

wenn es unberührt bliebe von der aus politischer Gewalt und wirtschaftlicher Macht resultierenden Unfreiheit und Armut der Menschen. Christen ist es unmöglich, eine Mystik mit dem Rücken zum Leiden der Menschen zu pflegen.

Genau das ist jenes Kontinuum, um das es in der Ekklesiologie gehen muss. Ekklesiologie wird genau dann nicht zu einer Überbauideologie, wenn sie sich um diese Basis des Kircheseins bemüht. Beim Freilegen dieser Basis geht es um mehr und anderes als um die Frage, ob sie auf einzelne „kirchenstiftende“ Handlungen des historischen Jesus zurückgeführt werden kann. Es geht auch nicht um eine Kontinuität zwischen heutigen Strukturen in der Kirche und entsprechenden institutionellen „Vorkehrungen“, die der historische Jesus getroffen haben könnte. Ein solcher Aufweis ist historisch-kritisch kaum zu führen, wenn unter „Stiftung“ situativ ausgrenzbare, punktuelle Akte verstanden werden, die formal als normative Setzungen identifizierbar sind, von denen nicht abgewichen werden darf.² Aussichtsreicher ist es – und zwar in historischer wie in theologischer Perspektive – von einer „Grund-Legung“ zu sprechen, mit der ein Anfang gemacht wird und etwas in Bewegung gesetzt wird. Mit dieser Grundlegung werden Voraussetzungen geschaffen, durch die etwas in Gang kommt und sich seinen Weg durch Zeit und Raum sucht.

Wichtiger als eine formale Kontinuität von Strukturen und Institutionen ist ohnehin die materiale Identität der Sache Jesu und der Sache der Kirche. Das Medium dieser Kontinuität ist das Evangelium. Es erzählt von den „Kirchenträumen Gottes“ (N. Lohfink). Das Evangelium erzählt davon, wie Gott Menschen aufsucht, um sie zu einer Form des Zusammenlebens anzustiften, die menschliches Miteinander nicht als funktionales Zweckbündnis oder hierarchisch angelegte Organisation begreift und soziale Zugehörigkeiten nicht von zu erbringenden Leistungen oder Beitragszahlungen abhängig macht. Hier geht es um ein Miteinander, das nicht aus menschlicher Initiative herrührt (und daher von Menschen aufgekündigt werden könnte), sondern aus dem zuvorkommenden Entgegenkommen Gottes hervorgeht, das von unbedingter Anerkennung und Solidarität auch mit den Nichtskönnern und Habenichtsen bestimmt ist.

Eine solche Gemeinschaftsvorstellung wirkt heute wie ein weltfremdes Idyll. Und die Sprache des Evangeliums, die von diesem Idyll erzählt, gilt vielen Zeitge-

im 20. Jahrhundert, Regensburg 1995, 145-151.

² Vgl. W. KERN u.a. (Hg.), Handbuch der Fundamentaltheologie. Bd. 3, Tübingen/Basel ²2000.

nossen als eine unassimilierbare Fremdsprache. Weil beides derart befremdet, gelingt immer seltener die Beheimatung in einer Tradition, die vom Volksbegehren Gottes handelt. Dabei wünschen sich viele Menschen nichts sehnlicher, als in einer Welt der befristeten und jederzeit kündbaren Beziehungen eine stabile und unkündbare soziale Zugehörigkeit ausbilden zu können, die Krisen aushält und durch Konflikte hindurchführt.

3. Kirchenseufzer III: Religionsunterricht als religiöse „Heimatkunde“!?

Nichts ist notwendiger in einer Zeit, die alle sozialen Netze mit immer größeren Maschen versieht, als die Erfahrung eines beständigen Rückhalts und solidarischen Aufgefangenwerdens. Aber leider ist die Kirche(ngemeinde), die ein Ort solcher Erfahrungen sein könnte, längst in den Mahlstrom dieser Zeit geraten. Im Flugsand der Individualisierung des sozialen Lebens kann auch sie nicht mehr lange Stand halten. Ein Raum der Beheimatung, ein Ort an dem man seine Bleibe hat – für wen und wie lange kann die Kirche das sein?

Dass man eine religiöse Herkunft hat, wird den meisten Kindern im Grundschulalter dann bewusst, wenn für sie die Erstkommunion ansteht. Aber ihre per Taufschein belegte religiöse Herkunft ist für sie meist nicht mehr identisch mit einer Beheimatung. In unserem Sprachgebrauch steht das Wort „Heimat“ für eine Bestimmung unseres Herkommens. Für viele Schülerinnen und Schüler gilt, dass sie ihre religiöse Herkunft nur noch vom Hörensagen kennen – vergleichbar mit der zweiten und dritten Generation von „Gastarbeitern“, Asylanten, Flüchtlingen und Spätaussiedlern, die selbst nicht mehr aus eigenem Erleben jene Ursprünge und Traditionen kennen, die hintergründig dennoch ihr Leben mitbestimmen. Kehren sie an diese Orte zurück, bedarf es eines „Fremdenführers“, der ihnen ihr kulturelles Erbe wieder bewusst macht.

Religionslehrer/in sein heißt heute: ein solcher Fremdenführer in die Tradition des eigenen Herkommens sein. Diese Rollenzuschreibung hat Auswirkungen auf die Ansatz, Anspruch und Funktion des Religionsunterrichts, der zunehmend die Aufgabe zu lösen hat, Schülerinnen und Schüler in eine fremde Heimat zu geleiten und dort zu begleiten. In diesem Zusammenhang spielen religionspädagogische

Projekte der Kirchenerkundung eine besondere Rolle.³ Aus gutem Grund: Mag auch in vielen Bereichen die Kirche aus dem Leben und aus der Öffentlichkeit verdrängt worden sein, so gehören doch noch die Gotteshäuser zum Stadtbild. Sie gehören zur sozialen und kulturellen Identität eines Gemeinwesens. Das erste, was man vom Christentum wahrnimmt, sind seine Gotteshäuser – warum soll der Religionsunterricht nicht hier ansetzen und versuchen, die Steine wieder zum Reden zu bringen, sie erzählen zu lassen vom Versprechen Gottes, in guten wie in schlechten Tagen an der Seite des Menschen zu stehen!?

Ein zweiter, ebenso aussichtsreicher Versuch, mit dem wieder vertraut zu machen, was unser Leben „grundiert“ und hintergründig bestimmt, sind die christlichen Feste im Ablauf eines Jahres. Hier geht es um Beheimatung nicht als Kategorie des Raumes, sondern als Kategorie der Zeit.⁴ Die christlichen Feste erinnern an Vergangenes, das unabgeholten ist, das nicht veralten kann. Sie vergegenwärtigen immer neu die Ursprünge des Glaubens und des Lebens. Sie stehen für das, was man nicht hinter sich bringen kann, wenn man vorankommen will. Sie stellen Kontinuität her zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

³ Vgl. H. DÖRNEMANN, Kirchenpädagogik. Kirchen als Lernorte des Glaubens entdecken, Köln 2001.

⁴ Vgl. N. LOHFINK, Unsere großen Feste, Freiburg/Basel/Wien 1983.